

(Nachdruck verboten.)

68]

Das tägliche Brot.

Roman von C. Viebig.

Besonders der Herr, der das Ganze unter sich zu haben schien, der mit Adlerblick Kommende und Gehende, Suchende und Findende überflog, wandte Verta sein Wohlwollen zu. Die Mädchen, rechts und links, plump und stupsnasig, wurden gar nicht beachtet; immer wieder mußte Verta ihr Buch zeigen, Alten und Jungen, Großen und Kleinen, Dicken und Dünnen, Herren und Damen. Aber bald wurde sie verdrossen; es führte doch zu nichts. Die sie erst so eingehend betrachtet, machten lange Gesichter, wenn sie das Zeugnisbuch gesehen, und zogen ab, obgleich Vertas Gönner versicherte: „Zeugnisse wollen gar nichts sagen, meine Herrschaften, das wissen Sie doch so gut wie ich!“

Nur ein Dicker, in einem flosigen Ueberzieher und mit speckig glänzendem Hut, hielt stand. Als er die Zeugnisse betrachtete, lächelten seine wulstigen Lippen eigentümlich, er zog sie breit und schmatzte.

„Ich suche 'n Mädchen für alles,“ sagte er ganz vertraulich zu Verta, trat dicht an sie heran und musterte sie wohlwollend mit dem geschäftskundigen Blick seiner zugebunsenen Augen. „Biel Arbeit is nich. Wissen Se, kochen brauchen Se nich. Dafür habe ich 'ne Mamjell; wir wohnen oben im Haus, aber wir essen unten. Ich schicke Ihnen Ihr Essen rauf, oder besser noch. Sie kommen runter und holen sich's, bei der Gelegenheit können Se sich gleich unten en bißchen umfuden.“

Der Bureauchef, der den Dicken zu kennen schien, mischte sich jetzt ein. „Das ist 'ne Stelle, ganz für Sie passend, Fräulein! Herr Lehmann hat ein großartiges Geschäft. Geht gut, was?“ Lächelnd schlug er den Dicken auf die Schulter, und dieser schmatzte wieder. „Herr Lehmann hat ein feines Restaurant, hier in der Nähe. Damenbedienung. Frequente Gegend. Lehmann, was, achtzig Taler, die geben Sie dem Fräulein doch?“

Die beiden Männer wechselten einen raschen Blick. Lehmann nickte. „Die jeb ich.“ Und dann überliesen seine schlauen Augen wieder prüfend die hübsche Mädchengestalt.

Verta sagte kein Wort. Damenbedienung — hatte sie recht gehört?! Ihre Stirn krauste sich, sie wurde abwechselnd rot und blaß. Aber achtzig Taler! Jetzt öffnete sie den Mund, jetzt schloß sie ihn wieder; unschlüssig biß sie sich auf die Lippe.

„Na,“ drängte Herr Lehmann, „wie is es denn? Los, los! Bei uns stehen Se nicht aus. Sie sind fast immer alleine oben, meine Frau sitzt am Büfett. Un sollt's Ihnen oben zu langstielig werden, denn kommen Se eben en bißchen runter. Was?“ Er lächelte wieder vertraulich und trat noch dichter an sie heran. „Vielleicht jefällt's Ihnen unten; da is immer was los. Passen Se mal auf, Sie machen bei uns noch Ihr Klüd!“

Verta schaute ihn starr an, immer weiter öffneten sich ihre Augen. Sie sah nicht mehr das dicke, fettig glänzende Gesicht — immer weiter ging ihr Blick — immer weiter. Eine endlose Perspektive tat sich vor ihr auf — wenig Arbeit, viel Amusement — — ihre Nasenflügel blähten sich, eine jähe Blutwelle stieg ihr zu Kopf, lästern leckte das Büngelchen über die röter gewordenen Lippen — wenig Arbeit, viel Amusement, aber — aber — — unwillkürlich trat sie einen Schritt zurück, ein Erbeben ging durch ihre Gestalt. Ihr starrer Blick belebte sich und richtete sich spöttisch auf den Dicken.

„Ne,“ sagte sie, ohne jeden Respekt im Ton, den Kopf zurückwerfend, die Mundwinkel herunterziehend. „Restorant — Damenbedienung — da müssen Se sich schon wo anders umsehn. Ich danke!“

Sie wendete sich ab, jedes weitere Wort schien an sie verhängend; Herr Lehmann mußte abziehen.

Verta blieb allein, aber sie stand mit verdrossener Miene, müde und abgESPANNT, gleichgültig geworden gegen all die musternenden Blicke.

Der schlecht gelüftete Saal, vom muffigen Kleidergeruch, vom Seifen- und Pomadenduft der Dienstsuchenden, vom Zigarrendampf, der den Männern, vom Parfüm, das vielen Damen anhaftete, von Schweiß und Staub durchdunstet,

schien sich mit ihr zu drehen. Sie faßte sich an den Kopf. Ihre starrblickenden Augen sahen nichts als einen grauen Rebel, vom flackernden Licht trübselig brennender Gasflammen durchzuckt.

Es war heiß, überböll. Und immer noch kamen Leute. Hin, her — herein, heraus. Und immer noch standen Mädchen in langen Reihen die Wände entlang, sich müde gegen die weißgetünchte Mauer lehrend. Und immer noch schritten Suchende die Reihen ab. Das war ein fortwährendes Summen und Surren, nur unterbrochen von den freischendenden Stimmen der Ordnerinnen.

„Hier wird ein Mädchen für alles verlangt! Mädchen für alles — sechzig Taler!“

„Ich!“ Eine schwächliche Gestalt löste sich von der Mauer ab und trat verdrossen vor.

„Köchin! Eine Köchin gesucht! Achtzig Taler! Fünfundachtzig Taler!“

„Hier!“

„Ein Kindermädchen, vierzig Taler! Ein Kindermädchen! Keins da?“

Niemand rührte sich, keine der Dienstsuchenden trat vor. „Kindermädchen, ein Kindermädchen, vierzig Taler!“

Ein unterdrücktes Gelächter huschte durch die Reihen; die Gestalten längs der Wände stießen sich naßerümpfend an.

„Ein Kindermädchen, vierzig Taler!“

„Is nich,“ antwortete eine dreiste Stimme von irgendwo her. Und das unterdrückte Gelächter wurde lauter.

Immer drückender wurde die Luft im Saal. Eine prickelnde Unruhe überkam Verta, nervös zupfte sie an ihrem Zeugnisbuch. Sollte sie gehen oder noch bleiben? Seit vier Uhr stand sie nun hier, jetzt ging es auf acht! Einen finsternen Blick von unten herauf werfend, schritt sie zum Ausgang.

„Sie, sind Se's denn wirklich?!“ Eine blasse, schwächliche Blondine drängte sich neben Verta heraus. „Zehn Se mit? Ich jehse auch. Heute sind ja jar keene richtigen Herrschaften hier — mies! Nann, kennen Sie mir denn nich mehr? Wissen Se noch, bei de Reschke in'n Keller?! Un Sonntags in Galensee? Ich ging damals mit einen von de Maikäser. So 'n Troßer mit 'n schwarzen Schnäuzerchen tanzte immer mit Ihnen los!“

Nun kam es Verta plötzlich in Erinnerung — das war ja die Minna von Doktor Ehrlich! Fast hätte sie die nicht wieder erkannt mit den tiefen Löchern in den Backen; Zähne hatte die auch verloren, vorn saßen ein paar falsche, schlecht passende. Die Kleidung zeigte auch nichts mehr von der früheren, damenhaften Eleganz, die den Reiz der ganzen Göttenstraße erweckt.

Minna schien Vertas verwunderten Blick richtig zu deuten. „Habe viel Pech jehabt,“ sagte sie heiser und hüstelte trocken. „Krank war ich auch lange. Un wie jeh't's Ihnen?“ Ihre Augen forschten neugierig. „Na, auch nich extra, was? Sonst bejezenten wir uns doch nich hier!“

Verta fühlte sich in ihrer Eitelkeit verletzt. „Mir?“ sagte sie rasch. „Ausgezeichnet! Ganz famos! Ich gehe vorderhand garnich in Stellung; ich bin bei meiner Cousine zun Besuch, die is glänzend verheiratet un die läßt mer nich weg. Nur für 'ne Freundin — ne, eigentlich aus pure Neugier bin ich hergekommen, wollte mal sehen, was hier los is. Ruh —!“ Sie fächelte mit dem Taschentuch ihr erregtes Gesicht. „Das is nich für mich!“

Die andere lächelte ungläubig. „Also so gut? Was Se nich sagen! Na, denn sind Se ja fein raus!“ Sie schob ihren magren Arm unter den Vertas.

So drängten sie sich zwischen den Männern durch, die vor dem Eingang des Mietbüreaus Spalier bildeten. Vertas hübsches Gesicht wurde begafft; da — ihr Arm zuckte in dem Minnas — da war auch noch der Dicker!

Seine wulstigen Lippen lächelten vertraulich; er erkannte sie!

„Gastig lief er übers Trottoir.“

„Na, was 's denn los? Was rennen Se denn so?“ leuchtete Minna, sich noch fester anhängend. „Der Atem jeh't einen ja futsch!“

Verta sah sich scheu um — niemand folgte ihr. Und dann ging sie langsamer

Minna schwachte unentwegt. „Ne, wie ich mer freue, Sie zu sehn, Bertchen! Ja, das waren noch fidele Zeiten dazumal! Wissen Se noch, die Auguste mit ihre Ehrbarkeit? Das scheinheilige Luder! Denken Se man an! Froschen hat se sich jemacht, das können Se doch auch beschwören, un bei'n Rechtsanwalt in de Jägerstraße kam se mit'n Krach weg; aber was denken Se wollt?! Kriegt 'ne Stelle bei'n ollen Rentier. Den mag se ordentlich beschuppt haben mit ihre Ehrbarkeit: —, sieh mer nich an, rühr mer nich an, ich hab de Tugend mit Köffeln jekessen — jawoll! Un was denken Se, jett heirat er ihr!“

Sie erwartete einen Ausbruch des Erstaunens von Berta, aber diese blieb stumm.

„Manu, was sagen Se?! Da schlag doch eener lang hin. Erst, als ichs zu wissen kriegte, wollte ich mal hinjehn un dem Allen 'n Talglicht aufstecken, von wejen seine ehrbare Auguste. Ne, dachte ich denn, wer weiß, wie du ihr noch brauchst, sei man stille! Aber is es nich 'ne Unjerechtigkeit?! Wer ehrlich is un anständig, bleibt en armes Luder, muß sich rumschubsen lassen, un andre siten in de Wolle.“

„Ja,“ sagte Berta raus.

„Sie, Bertchen, bei unrer alten Freundschaft, können Se mer nich fünf M pumpen? Wenn Sie so fein raus sind, kommt Sie 's doch nich drauf an — Lumpichte fünf Märker! Meine Wirtin, bei der ich in Schlafstelle bin, sezt mir sonst raus.“

Berta zögerte; was sollte sie sagen? Lieber Himmel, das arme Tier! So elend, so verhungert! Aber fünf Mark hatte sie ja selber nicht mehr!

Minna klagte: „Ach, 's is auch jarnischt los! Herrschaften un Herrschaften, un nirjendwo was Reelles! Meine letzte Stelle war ja soweit janz nett: neunzig Taler, oft Trinkgeld, anständiges Essen, jutes Bett in 'ne jute Stube, jeden Abend meine Flasche Bier un mittags auch; da hielt ich drauf. Drinnen tranken se Wein. Aber was jlauben Se woll —?!“ Sie blieb stehen un hielt Berta vorn am Nackenknoß fest. „Fragt mir die Madam immer, wo ich hinwill, wenn ich abends ausjehel! Un will mir den Schlüssel nich jeben — haben Se Worte?! Was jehst ihr das an, wo ich hinjehel?! Na, det konnte mir passen — adieu Sie!“ Sie seufzte. „Ja, wenn einer Pech haben soll! Sie, Bertchen, wie is es denn mit meine fünf Märker? Rücken Se man raus, ja?!“

Wie sollte sie die nur los werden?! Unruhig spähte Berta umher. Kam ihr denn nichts zu Hilfe?!

Da — Trittel! Trapp, trapp — rasch kamen sie hinter ihnen.

Sie drehte sich um un fuhr zurück in einem nervösen Schreck — — — der Dide!

Schon war er dicht neben ihr; sie fühlte sich auf einmal schwach, wie gebannt.

„Na, Fräulein,“ sagte Herr Lehmann un griff an seinen Hut. „Wie is es?! Noch immer keines Besseren besonnen? Na?!“ Er machte eine Pause un beschaute sie im Laternenlicht mit einem taxierenden Blick von oben bis unten. „Nicht zu kochen, bloß Zimmer aufräumen, nur seine Hausarbeit! Und achtzig Taler!“

Mit einem leisen Aufschrei kniff Minna sie in den Arm: „Glückspilz!“

Aber Berta, wie aus einer Erstarrung erwachend, riß sich los. Ohne Adieu, ohne irgend ein Wort, stürmte sie davon, um die nächste Ecke, mitten in das versteckende Gewühl der Friedrichstraße hinein.

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

Der Hader zweier Mirgoroder Größen.

1)

Von Nikolaus Gogol,

I.

(Iwan Iwanowitsch und Iwan Nikiforowitsch.)

Welch eine herrliche Pelesche (Oberrod) Iwan Iwanowitsch doch anhat! Ein wahres Prachtstück! Und was für ein Lammsfellbesatz! Sei, welcher Lammsfellbesatz! Bläulich grau, wie mit Meiß bedekt. Ich sehe mein Bestes ein, wenn jemand eine ähnliche aufweist. Werft nur, ich bitte Euch, einen Blick darauf, — besonders wenn er stehen bleibt un zinen anspricht, schaut dann von der Seite hin: Welch lederer Wissen! Es läßt sich nicht beschreiben: Samt! Silber! Feuer! Ach du mein Gott! Du wundertätiger

Nikolaus, hoher Heiliger! Warum besitze ich nicht eine solche Pelesche! Er ließ sie sich nähern, noch bevor Agastia Fedossejewna nach Kijeff reiste. Ihr kennt doch Agastia Fedossejewna? Dieselbe, die dem Assessor ein Ohr abgebissen hat.

Ein prächtiger Mensch, dieser Iwan Iwanowitsch! Was für ein Haus er in Mirgorod hat! Rund um dasselbe ein auf Eichenstäulen ruhendes Wetterdach, unter dem Dache Bänke an jeder Seite. Iwan Iwanowitsch wirft, wenn es gar zu heiß wird, die Pelesche un auch die Hose ab, macht sich im bloßen Hemde bequem un sießt zu, was im Hofe un auf der Straße vor sich geht. Welche Äpfel- un Birnbäume gerade unter den Fenstern! Man braucht nur die Fenster zu öffnen un die Äste regen in die Stube. Das ist nur vor dem Hause; aber was ist da erst im Garten zu sehen! Was findet sich da nicht alles? Zwetschen, Weichsel, Kirchen, alles erdenkliche Rüchengemüse, Sonnenblumen, Melonen, Hülsenfrüchte, un hart daneben eine Tenne un sogar eine Schmiede.

Ein prächtiger Mensch, dieser Iwan Iwanowitsch! Er war ein großer Freund von Melonen: es war seine Lieblingsspeise. Gleich nach dem Mittagessen läßt er sich im bloßen Hemde unter dem Wetterdache nieder un befiehlt Gapka, ihm zwei Melonen zu bringen. Er schneidet sie dann selbst auf, sammelt die Samenkörner in einer Papierdüte un beginnt zu essen. Darauf befiehlt er Gapka das Tintenfaß zu bringen, un dann schreibt er eigenhändig auf die Papierdüte: „Diese Melone wurde an dem un dem Tage verzehrt.“ Wenn irgend ein Gast daran teilgenommen, wurde dieses eigens beigefügt.

Der selbige Mirgoroder Richter pflegte immer mit Wohlgefallen das Haus des Iwan Iwanowitsch anzusehen. Ja wohl, das Häuschen ist gar nicht übel. Es gefällt mir besonders, daß von allen Seiten Vorhäuser un Vorhäuschen angebaut worden, so daß aus der Ferne gesehen nur übereinander gelagerte Dächer zu sehen sind un es einem gehäuften Teller mit Pfannkuchen oder noch besser einem auf einem Baume wachsenden Pilze ähnlich sieht. Alle größere un kleinere Dächer waren übrigens insgesamt mit Schilf gedeckt: eine Weide, eine Eiche un zwei Äpfelbäume lehnten sich an sie mit ihren vielverzweigten Ästen. Zwischen den Bäumen glitzern die auf die Straße gehenden kleinen Fensterchen mit den geschlitzten weißen Läden.

Ein prächtiger Mensch, dieser Iwan Iwanowitsch! Ihn kennt sogar der Kommissar aus Kultawa. Dorosch Tarassowitsch Buchinowitsch kehrt auf dem Wege von Chorol immer bei ihm ein. Un der Protopop, der Vater Peter, der in Kollerberda wohnt, wiederholt es immer seinen Gästen, daß er niemanden kenne, der seine Pflichten als Christ so erfülle un so zu leben wisse wie Iwan Iwanowitsch.

Mein Gott, wie die Zeit dahingehel! Es sind schon mehr als zehn Jahre verflossen, seit er Witwer geworden. Er hatte keine Kinder. Gapka, die Magd, hat welche, die im Hofe herumlaufen. Iwan Iwanowitsch gibt dann jedem Kinde eine Brezel, ein Stück Melone oder eine Birne. Gapka ist im Besitze der Schlüssel zur Kammer un Keller. Die Schlüssel zum großen Koffer, der in seinem Schlafzimmer steht, ebenso den zu der mittleren Kammer trägt Iwan Iwanowitsch bei sich un läßt ungern dort jemanden ein. Gapka ist eine dralle Maid mit frischen Waden un Backen, die sich mit umgebundener Schürze tüchtig tummelt.

Und wie gottesfürchtig Iwan Iwanowitsch ist! An jedem Sonntage legt er seine Pelesche an un begiebt sich in die Kirche. Dort eingetreten, verneigt er sich nach allen Seiten, nimmt seinen Platz gewöhnlich im Chor un läßt seine Wastimme erkönen. Nach beendigtem Gottesdienste muß Iwan Iwanowitsch seinen Umgang unter allen Bettlern halten. Er würde vielleicht dieses langweilige Werk unterlassen, wenn seine angeborene Güte ihn nicht dazu zwänge.

„Gott zum Gruß!“ beginnt er gewöhnlich, das verkrüppelste, in gestickte Lumpen gehüllte alte Weib aufsuchend. „Woher bist Du, meine Arme?“

„Ja, Herrchen, komme aus dem nächsten Dörfchen. Schon seit drei Tagen bin ich ohne Speis un Trank; die eigenen Kinder haben mich fortgejagt.“

„Armes Geschöpf! Und weshalb bist Du hierher gekommen?“

„Um Almosen zu sammeln, mein Herrchen, vielleicht gibt mir jemand einen Groschen zu Brot.“

„Hm! Du möchtest also Brot haben?“ fragt dann gewöhnlich Iwan Iwanowitsch.

„Wie sollte ich nicht? Ich bin hungrig wie ein Hund.“

„Hm!“ antwortet gewöhnlich Iwan Iwanowitsch; „Du möchtest also vielleicht auch Fleisch haben?“

„Ich werde mit allem, was Ihre Milbtätigkeit mir schenkt, fürlieb nehmen.“

„Hm! Fleisch ist also besser als Brot?“

„Der Hungrige ist nicht wählerisch. Es ist alles gut, reicht nur eine milde Gabe.“

Dabei streckt die Alte gewöhnlich die Hand aus.

„Nun, so geh mit Gott,“ spricht Iwan Iwanowitsch. „Was siehst Du noch da? Ich schlage Dich ja nicht!“

Darauf wendet er sich mit ähnlichen Fragen an einen Zweiten un Dritten un kehrt endlich nach Hause zurück oder tritt, um sich mit einem Gläschen Rum traktieren zu lassen, beim Nachbar Iwan Nikiforowitsch, oder beim Richter oder Polizeimeister ein.

Iwan Iwanowitsch sieht es sehr gern, wenn ihm jemand irgend ein Geschenk verehrt, ihm eine Aufmerksamkeit erweist. Er findet daran einen sehr großen Gefallen.

Auch Iwan Nikiforowitsch ist ein prächtiger Mensch. Sein Gehößt liegt neben dem des Iwan Iwanowitsch. Sie sind auch die besten Freunde, welche die Welt je gesehen. Anton Prokofjewitsch Pupopus, der bis zur Stunde einen zimtfarbenen Rock mit blauen Vermelausschlägen trägt und an Sonntagen beim Richter speist, pflegte zu sagen, daß Iwan Nikiforowitsch und Iwan Iwanowitsch vom Teufel selbst zusammengetoppelt wurden, und so muß dem einen der andere folgen.

Iwan Nikiforowitsch ist ein alter Junggesell. Wenn auch die Rede ging, daß er verheiratet gewesen, so ist dies doch rein erlogen. Ich kenne den Iwan Nikiforowitsch sehr gut und kann versichern, daß er nicht einmal die Absicht hegte, zu heiraten. Wo doch all diese Verleumdungen herrühren? So raunten sich die Leute zu, Iwan Nikiforowitsch sei mit einem förmlichen Schwanz zur Welt gekommen! Doch das ist eine so plumpe, abscheuliche und zugleich unanständige Erdichtung, daß ich es sogar für unnötig halte, sie dem aufklärten Leser zu widerlegen, dem es ohne Zweifel wohlbekannt ist, daß nur die Hegen — und unter diesen auch nur sehr wenige — Schwänze tragen. Die Hegen gehören übrigens eher zum weiblichen als zum männlichen Geschlecht.

Trotz der großen Freundschaft waren diese seltenen Freunde einander durchaus nicht ähnlich. Am besten lernen wir die Charaktere durch Vergleich kennen. Iwan Iwanowitsch besitzt die seltene Gabe ungemein angenehm zu sprechen. Herr Gott! welche Verechtfamtheit! Dieses Gefühl, das er erregt, läßt sich nur mit einem Summen und Rauschen im Kopfe vergleichen, oder wenn man jemandem leise mit dem Finger die Ferse kitzelt. Man horcht — horcht — und läßt den Kopf hängen. Angenehm! Höchst angenehm! Just wie der Schlummer nach einem Bade. Iwan Nikiforowitsch dagegen schweigt meistens, aber wenn er ein Wörtchen fallen läßt, dann trifft's ins Schwarze: es schneidet ein, besser als das schärfste Rasiermesser. Iwan Iwanowitsch ist hager und hochgewachsen; Iwan Nikiforowitsch ist etwas kleiner, was er indes durch seine Dide wieder wett macht. Der Kopf des Iwan Iwanowitsch gleicht einem mit dem Schwanz nach unten gefehrten Kettig, der des Iwan Nikiforowitsch einem Kettig mit dem Schwanz nach aufwärts. Iwan Iwanowitsch ruht nur nach Tische im bloßen Hemde unter dem Schuttdache; gegen Abend zieht er die Peleische an und begibt sich irgendwo hin, sei es in die Stadtniederlage, der er Mehl liefert, oder aufs Feld, um Wachteln zu fangen. Iwan Nikiforowitsch liegt den ganzen Tag auf der Hausflur. Wenn es nicht gar zu heiß ist, wendet er gewöhnlich den Rücken der Sonne zu, ohne irgend wohin gehen zu wollen. Am Morgen fällt es ihm manchmal ein, im Hofe etwas herumspazieren, sich in der Wirtenschaft ein wenig umzusehen, worauf er sich wieder zur Ruhe begibt. Sonst pflegte er manchmal bei Iwan Iwanowitsch vorzusprechen. Iwan Iwanowitsch ist ein sehr zartfühlender Mann, läßt im anständigen Gespräche nie ein unschickliches Wort fallen und fühlt sich gleich beleidigt, wenn ihm ein solches zu Ohren kommt. Iwan Nikiforowitsch nimmt manchmal kein Blatt vor den Mund. Dann erhebt sich Iwan Iwanowitsch gewöhnlich von seinem Platze und spricht: „Genug, genug, Iwan Nikiforowitsch; legt Euch lieber schnell in die Sonne, ehe Ihr solche nicht gottgefällige Reden führt.“ Iwan Iwanowitsch ärgert sich auch sehr, wenn ihm eine Fliege in die saure Suppe fällt: er ist dann ganz aus dem Häuschen — er schiebt den Teller fort und selbst der Wirt erhält keine Portion. Iwan Nikiforowitsch badet ungemein gern und wenn er bis an die Gurgel im Wasser sitzt, läßt er sich ein Tischtchen und den Samowar gleichfalls ins Wasser stellen und trinkt seinen Tee mit wahrer Lust in der Kühle. Iwan Iwanowitsch rasiert sich am Sonntage den Bart zweimal, Iwan Nikiforowitsch nur einmal. Iwan Iwanowitsch ist ungemein neugierig. Gott verhöte, daß jemand ihm etwas mißvergnügt, gleich ist es seinem Gesichte anzusehen. Dagegen ist aus dem Aeußeren des Iwan Nikiforowitsch sehr schwer zu entnehmen, ob er zufrieden oder ärgerlich ist; er zeigt nicht, selbst wenn er sich über etwas von Herzen freut. Iwan Iwanowitsch ist etwas furchtsamen Charakters. Bei Iwan Nikiforowitsch werfen im Gegenteile die Pluderhosen solche Falten, daß wenn man sie aufbläst, das ganze Gehößt mit allen Wirtschaftsgebäuden Platz darin fände. Iwan Iwanowitsch hat große, ausdrucksvolle, tabakfarbige Augen und der Mund gleich dem Buchstaben V; Iwan Nikiforowitsch hat kleine, gelbliche, zwischen den dichten Brauen und den vollen Waden ganz eingefallene Aeußlein und die Nase gleicht einer reifen Zwickelke. Wenn Iwan Iwanowitsch Euch eine Prise bietet, beleckt er immer vorher mit der Zunge den Dedel der Tabakdose, dann schmalzt er darauf mit den Fingern, hebt den Dedel und sagt, wenn Ihr mit ihm bekannt seid: „Darf ich um die Gefälligkeit bitten, geehrter Herr?“ Wenn Ihr ihm unbekannt seid, setzt er noch hinzu: „da ich nicht die Ehre habe Rang und Charakter sowie Ihren Tauf- und Vatersnamen zu kennen.“ Iwan Nikiforowitsch gibt Euch dagegen seine Horndose ohne weiteres in die Hand und fügt nur hinzu: „Ihr verpflichtet mich.“ Sowohl Iwan Iwanowitsch als Iwan Nikiforowitsch sind geschworene Feinde der Flöhe und deshalb lassen sie keinen jüdischen Hausierer vorbeipassieren, ohne bei ihm Elixiere gegen diese Insekten in verschiedenartigen Tiegeln zu kaufen. — selbstverständlich nachdem sie ihm vorher tüchtig den Text gelesen, daß er sich zum mosaischen Glauben bekenne.

Uebrigens sind trotz einiger Ungleichheiten Iwan Iwanowitsch und Iwan Nikiforowitsch beide prächtige Menschen.

(Fortsetzung folgt.)

Der Aprilsgeck.

Der Frohsinn des Mittelalters schuf die Narrenfeste, die Feste der Subdialonen, die Ejselbeste usw., Nachahmungen der älteren Saturnalien, die namentlich in den romanischen Ländern den allgemeinsten Beifall fanden, oft aber zu Anstößigkeiten größter Art führten.

Wieder eine andere Form nahm die Nartheit durch die Bildung von Narrengilden und Narrengesellschaften an, die besonders zahlreich in den Niederlanden gewesen zu sein scheinen. Die Bildung solcher Narrengesellschaften griff auch auf Deutschland über. Jassen wir nur den Niederrhein ins Auge. Bekannt ist die Dülfener Narrenakademie, welche bis in die Gegenwart hineinragt. Die vornehmste Narrengesellschaft war jedoch der Gedenorden zu Cleve, den Graf Adolf II. von Cleve im Jahre 1381 gründete und dessen Stiftungsurkunde von diesem Grafen und 35 Adeligen seines Landes unterzeichnet ist. Es wäre freilich irrig, anzunehmen, dieser Gedenorden sei ausschließlich zur Betätigung des Frohsinns und überschäumender Lebenslust gegründet worden. Es waren vielmehr politische Motive maßgebend, die unter dem harmlosen Gewande weitreichende Ziele verfolgten. Darum bestand zum Beispiel die Vorschrift, daß „der Geden“ (Narrenorden) täglich getragen werden mußte. Jeder, der den Geden nicht täglich trug, mußte drei alte, große Tournaisen für die Armen opfern.

Auch sonst erschien das Gedenntum noch in anderen Formen: so ist der Ged beim Schützenfest bekannt. Ferner kennt das Volk auch unserer Tage einen Kinderged (Kindernarr, Kinderfreund) und den Geden im Puppenspiel. Der Vollständigkeit wegen sei noch der Gedslieber (leichtfertige Lieder, weltliche Lieder überhaupt, Liebeslieder) und der Gedsbrieife (Liebesbrieife) Erwähnung getan.

Eine besondere Rolle aber spielt der Aprilsgeck. Wer sich am 1. April foppen läßt, wird Aprilgeck genannt. „Am ersten April/schickt man die Geden (Narren), wohin man will.“ Oder: „Aprilgeck, Stel de Nos in den Raffebred.“ So heißt es im Bergischen und am Niederrhein. Aber der Aprilsgeck ist bekannt in ganz Europa, ja bis nach Indien hin. In der Hauptsache dreht es sich darum, jemand eine im Grunde lächerliche Botschaft aufzutragen, der dann unverrichteter Sache zurückkehrt und nun wegen seiner Dummheit als Gek und Narr hingestellt wird. In Flandern, Brabant usw. nennt man den Tag darum Verzendervensdag. Meist trägt man dort die Botschaft auf, Aprilzaad zu holen oder andere unauffindbare und nicht vorhandene Dinge. Da kennt der Volkswitz gesponnen Brot, Müdenaugen, Müdenfett, gestampfte Müdenzähne, Hahneneier und ähnliche schöne Sachen. (Niederlande). Apotheken und Meßgereien sind es vorab, denen man den Aprilsgeck zuschickt.

In Deutschland gilt es namentlich, am 1. April Müdenfett, Enten- und Gänsemilch, getrockneten Schnee usw. zu holen, oder einen Ohrenlöffel, um die Ohren eines geschlachteten Stüdes Vieh zu reinigen. In Schlesien sendet man den Boten aus, den Windsack, Dukatensamen, Stednadelnsamen und anderes derartiges zu holen; statt des Windsacks bekommt der Gesoppte einen mit Steinen gefüllten Strohsack zu tragen. In Mähren, um Olmütz herum, schickt der Bauer einen Boten nach Verstandesamen und Krebsenblut aus. An vielen Orten muß der Gesoppte ungebrannte Asche fordern, und braucht sich dann nicht zu wundern, wenn ihm plötzlich der Stod auf dem Rücken tanzt.

In Frankreich wünscht man eine Schnur zum Drehen des Windes, eine Maschine, um Wind zu machen, Del von den Füßen der Schildkröte, Holzöl, eine Drahtspribe, eine Nadelmühle, den Schlüssel zum Wanderverfeld usw.

In Luxemburg begehrt man eine Sichel mit zwei Klingen, Armöl, Weizenfaat, Nadelnsamen, ein rundes Winkelmaß, einen Hackloß für zwei Köpfe, einen Griff für zwei Arme, rotes Salz, Bod- und Schweinemilch, ein Hahnenei, Gras zum Eisenschneiden.

In Wallonien: einen Hering ohne Gräten, ein vierediges Rad, ein Beil mit drei Schneiden, eine Nadel mit zwei Löchern, Wartnsamen.

Andere Scherze sind mehr für Erwachsene berechnet: man schickt jemand in ein Haus, wo ein Kalb oder Kaninchen mit drei Köpfen zu sehen sei; zu einem Baum, auf den ein Hund geraten, der nicht mehr herunter kann. Anderenorts erzählt man, in einer gewissen Herberge sei ein Mann mit zwei Nasen zu sehen; an anderen Stellen soll ein Elefant vorbeigeführt werden. Ferner sendet man jemand mit einem Sad voll Steinen, mit einer sorgfältig verpackten Kaninchenpote. In Antwerpen fragt einer den anderen: „Gehst Du mit, den Walfisch in dem trockenen Teich zu sehen?“ In Friesland erzählt ein Schelm einer Bäuerin: „Der Metzger verkauft nun gutes Rindfleisch für vier und fünf Stüber.“ Die Frau geht eilends hin, kommt aber bald zurück mit der Melbung, daß das Fleisch 9 Stüber koste. Da erwidert der Reder: „Zawohl, das habe ich ja gesagt; vier und fünf ist allweil neun.“

Auch in die Geschichte spielt der Aprilsgeck hinein. So singt man noch heute in den Niederlanden: „Den ersten April/Verlor Alba (Alba) zijn bril“, und erinnert damit an die Einnahme von Den Briel am 1. April 1572 durch die Wassergeusen. Auf dem Reichstage zu Augsburg im Jahre 1530 fehlte man einen Münztag auf den 1. April des folgenden Jahres zur Regelung des Münzwesens fest. Darauf wurden große Spekulationen gebaut, die aber verloren gingen, da der Münztag vergessen wurde. Ueber diesen Aprilscherz spottete man in ganz Deutschland.

Bis vor einigen Jahren erlaubten sich auch viele Zeitungen am 1. April einen kleinen Aprilscherz, um ihre Leser zu narren, und mancher ging auf den Reim. Der Brauch hat neuerdings jedoch ganz allgemein, mehr und mehr Einbuße erlitten. Die Abnahme des Aprilschickens des Aprilgeckes ist nicht nur für Deutschland und die germanischen Nachbarländer festzustellen, sondern gilt auch von Frankreich. So heißt er von der Franche-Comté: „Heute ist der Gebrauch des Aprilschickes (so die allgemein gebräuchliche Bezeichnung in Frankreich) ganz bedeutend vermindert; es sind fast nur noch die Kinder, welche sich untereinander zu foppen suchen und die Aufmerksamkeit der Passanten zu erregen suchen.“

Der Ursprung unseres Brauches ist noch dunkel. Man hat manchen Versuch zur Deutung unternommen, ohne völlige Klarheit zu schaffen. Manches Ungereimte ist vorgebracht worden. Es kann keinem Zweifel unterliegen, daß der Brauch, jemand in den April zu schicken, sehr alt ist. Dafür bürgt seine weite Verbreitung.

Kleines Feuilleton.

Naturwissenschaftliches.

R. Bongardt: Die Naturwissenschaften im Haushalt. (Aus Natur und Geisteswelt. Verlag von W. G. Deubner, Leipzig.) Die beiden Bändchen (a 1,25 M.) bringen eine so außerordentliche Fülle von Tatsachenmaterial, das aus den verschiedensten Zweigen der Nahrungsmittelchemie, Hygiene, Bakteriologie, Wohnungs- und Bekleidungslehre zusammengetragen ist, daß man nicht umhin kann, den Fleiß des Verfassers zu bewundern, wenn auch wohl nicht viel Eigenes und Selbsterforshtes in dem Werkchen wiedergegeben ist. Bei der Reichhaltigkeit der abgehandelten Stoffe ist aber auch nicht eigene Erfahrung in allen den verschiedenen Gebieten zu erwarten, zumal der Zweck auch dieser Bändchen sein soll, für einen möglichst großen Leserkreis geschriebene, leicht verständliche Darstellungen zu bieten. Diesen Zweck erfüllen sie jedenfalls in bestem Maße und geben dem in den spezielleren Naturwissenschaften nicht so Bewanderten viel Neues und Wissenswertes. Die Chemie der Nahrungsmittel, die physiologische Bedeutung der Eiweiß-, Fett- und Kohlehydratnahrung, der Wert der anorganischen Nahrungstoffe: Wasser und Salze, das tägliche Kostmaß, wie es von dem Berliner Hygieniker Rubener, ebendem, der jetzt die Leitung des hiesigen physiologischen Institutes übernimmt, aufgestellt worden ist, alles das wie auch der Nährwert der einzelnen tierischen und pflanzlichen Nahrungsmittel ist recht eingehend behandelt und veranschaulicht worden. Gerade weil auf diesen Teil der Beziehungen zwischen Naturwissenschaften und Haushalt großes Gewicht gelegt worden ist, wird das Werkchen allen den Hausfrauen und Mädchen, die gelegentlich über das, womit sie sich tagtäglich praktisch in der Hauswirtschaft beschäftigen, das Urteil der Wissenschaft hören möchten, zu empfehlen sein. Ganz schätzenswert sind auch die Mitteilungen des Verfassers über Gifte und Gengengifte, die auf den Veröffentlichungen des bekannten Pharmakologen R. Lewin in dessen Lehrbuch der Toxikologie basieren und somit auch einem größeren Publikum zugänglich gemacht werden.

Fast genau denselben Gegenstand, auch in einer ähnlichen Form, behandelt das im gleichen Verlage erschienene Buch von Schuldirektor B. Wildfeuer: Kreuz und quer durch den Haushalt. (Preis 2,50 M.) Es enthält über viele Gegenstände der Hauswirtschaft und Küche naturwissenschaftlich-historische Blaubeereien. Manchem, das in den erstgenannten Bändchen nicht so ausführlich behandelt worden ist, wurde hier ein freierer Raum gewidmet, z. B. dem Käse als Nahrungsmittel und seiner Zubereitung. Aber nicht allem, was darin steht, ist unbedingt zuzustimmen; wenn in dem Kapitel, das von dem Einmachen der Früchte handelt, die Salizylsäure als unschädliches Antiseptikum gepriesen wird, so ist das ein Irrtum, von dem die Medizin längst abgekommen ist. Die Salizylsäure ist gewiß ein gutes Antiseptikum, aber deshalb noch lange nicht unschädlich, und jedenfalls als Fruchtconservierungsmittel nicht geeignet. Sie ist und bleibt ein Medikament und sollte nur arzneilichen, therapeutischen Zwecken dienen. Während sie früher in Tausenden von Kilogramm im Brauereigewerbe zur Verhinderung der Nachgärung benutzt wurde, eben weil sie als starkes Antiseptikum die Gärung erzeugenden Spaltpilze (Hefezellen) abtötete, ist dennoch heute diese Verwendung der Salizylsäure im Gärungsgewerbe streng untersagt. Vollkommen zu Recht; denn wie die meisten Säuren der aromatischen Kohlenwasserstoffreihe ist sie keine harmlose Substanz und darf nur in geringen Dosen als Medikament, z. B. in dem viel gebrauchten Aspirin, Verwendung finden. Dies, als eine medizinisch sichergestellte Tatsache, wäre in den Ausführungen Wildfeuers bei einer Neuauflage wohl zu berücksichtigen; im übrigen aber enthält das Buch ebenfalls so viele und anschauliche Darstellungen aus den im Haushalt angewandten Naturwissenschaften, daß manches daraus zu lernen ist, zumal es auf die Verhältnisse des praktischen Lebens bestens Rücksicht nimmt und in sehr flüssiger und verständlicher Form geschrieben ist.

W.

Medizinisches.

Masern bei Säuglingen. Die Masern sind die Krankheit, an der kleine Kinder im ersten Lebensjahre am häufigsten leiden. Nur der Keuchhusten macht ihnen diesen Rang streitig, und auch lediglich für die erste Zeit von einem bis fünf Monaten des Lebensalters. Ueber die Bedeutung der Masernerkrankung bei Säuglingen hat Dr. Sperl jetzt an der Wiener Kinderklinik eine große Fülle von Untersuchungen angestellt und deren beachtenswerte Ergebnisse der Wiener Ärztegesellschaft mitgeteilt. Es sind im ganzen 552 Fälle zur Beobachtung gekommen, aus denen jener Schluß über die Häufigkeit der Masern bei den Kindern im zartesten Alter gezogen worden ist. Immerhin steht die Behauptung im Widerspruch zu früheren Ergebnissen der Statistik, und es wäre möglich, daß die „Einjährigen“ in Wien mehr an Masern litten als anderswo. Jedenfalls sind die Resultate von allgemeinem Interesse. Im ersten Monat seines Lebens scheint der Mensch für die Masern durchaus unempfänglich zu sein, und auch im zweiten oder dritten Monat ist die Ansteckungsgefahr sehr gering. Zwischen dem dritten und sechsten Monat einschließlich ist die Wahrscheinlichkeit, daß ein Kind die Masern bekommt, gerade ebenso groß als die, daß es davon frei bleibt. In der zweiten Hälfte des ersten Lebensjahres dagegen soll es eine Ausnahme sein, daß ein Kind, das überhaupt für die Krankheit anfällig ist, nicht von ihr angesteckt wird. Im allgemeinen besteht unter den Ärzten die Ansicht, daß Schutzmaßregeln für die kleineren Geschwister von Masernkranken überflüssig sind, weil jene doch der Ansteckung verfallen — eigentlich ein unserer modernen Medizin nicht ganz würdiger Standpunkt. Dr. Sperl tritt daher dafür ein, daß wenigstens Schutzmaßregeln immer wieder versucht werden sollten. Wertwüdig ist der Umstand, daß der Masernausbruch im Gesicht um so weniger bemerkbar wird, je jünger der Patient ist, aber sehr oft an anderen Körperstellen auftritt. Die Erkrankung ist im ersten Lebensjahre bekanntlich viel gefährlicher als später. Zwischen Ansteckung und Ausbruch der Krankheit vergehen 13—14 Tage, zuweilen aber auch mehr.

Aus dem Tierreiche.

Ein Krokodilnest. Wenn man an die Riesensformen der Krokodile denkt, fällt es einigermaßen schwer, sich vorzustellen, daß diese Ungeheuer in einer Eihöhle in die Welt gesetzt werden. Dennoch ist es natürlich so, und zwar legen die Krokodile auch eigentliche Nester an, die sich nur auf den ersten Blick dadurch von einem Vogelnest unterscheiden, daß sich sehr viel mehr Eier darin vorfinden. An die Wochenschrift „Nature“ hat ein Mitarbeiter jetzt aus Khartum in Oberägypten die Photographie eines Krokodilnestes nebst einer Beschreibung eingesandt. Die Aufnahme wurde nahe der abessinischen Grenze an einem Nebenfluß des Nilen Nil gemacht, dessen Bett vom Beginn des Winters bis in den Juni hinein mit Ausnahme einiger Lachen trocken bleibt und so den Krokodilen im Frühjahr einen geeigneten Boden für ihr Brutgeschäft bietet. Die Krokodilnester sind nicht ganz leicht zu finden, weil die Eier mit Sand bedeckt werden. In dem beschriebenen Fall verriet es sich nur durch eine Vertiefung im Sand, die etwa 4 Fuß über dem stehenden Wasser einer benachbarten Pflanze lag. Eine Anzahl von gewundenen Spuren, die zum Wasserrande hinabführten, ließ auf die Nähe von Krokodilen schließen. Die Höhlung war etwa einen Fuß tief, die Eier etwa 5 bis 7 Zentimeter unter dem Sande vergraben. Wenn man hineingriff, konnte man nicht nur Eier, sondern auch junge Krokodile herausziehen, die zwar große Lust zu haben schienen, den Störenfried um einen seiner Finger zu erleichtern, aber noch nicht stark genug zur Ausführung dieser menschenfreundlichen Absicht waren. Erst am nächsten Tage kam der Beobachter mit einem photographischen Apparat zurück und fand bei dieser Gelegenheit in einem Abstand von 1 Meter noch eine zweite Vertiefung, die gleichfalls mit Eiern und jungen Krokodilen besetzt war. Wer nun glaubt, daß ein Krokodile zum mindesten besonders groß sein müsse, wie es doch bei den Straußeneiern der Fall ist, wird enttäuscht sein, zu hören, daß jene Eier, die von der gewöhnlichen Zylindergestalt der Vogeleier sind, eine Länge von nur etwa 7 bis 8 Zentimeter besitzen. Demgemäß ist auch das junge Krokodil, wenn es die Eihülle verläßt, noch sehr klein, nämlich höchstens 25 Zentimeter lang. Im übrigen ist es vollkommen ausgebildet und verübt ein Geräusch, das dem Quaken eines Frosches gleicht. Am Leib haben die winzigen Krokodile einen blutroten Fleck, und zwar gerade dort, wo bei höheren Tieren der Nabel sitzt. Die Schalen der Eier sind sehr hart und von gleichmäßig heller Farbe ohne Flecken. Zuweilen verrät sich die Nähe eines Krokodilnestes auch geradezu durch das Quaken der Jungen, das vernehmlich ist, auch wenn sie unter dem Sande stecken. Die Zahl der Eier in einem Nest schien ungefähr 40 zu betragen, aber es bestand keine Gewähr dafür, daß alle von denselben Eltern stammten, obgleich die Wahrscheinlichkeit dafür sprach. Im ganzen legt eine Krokodilmutter sogar sicher nicht weniger als 100 Eier. Während das ausgewachsene Krokodil bekanntlich ein ziemlich träges Tier ist, sind die Jungen äußerst lebendig und unternehmen schon im jugendlichsten Alter verhältnismäßig große Fortschreitungen von ihrem Neste aus, laufen auch ziemlich rasch. Die Eltern liegen im allgemeinen faulpelzig am Wasser oder schwimmen darin ganz langsam herum.